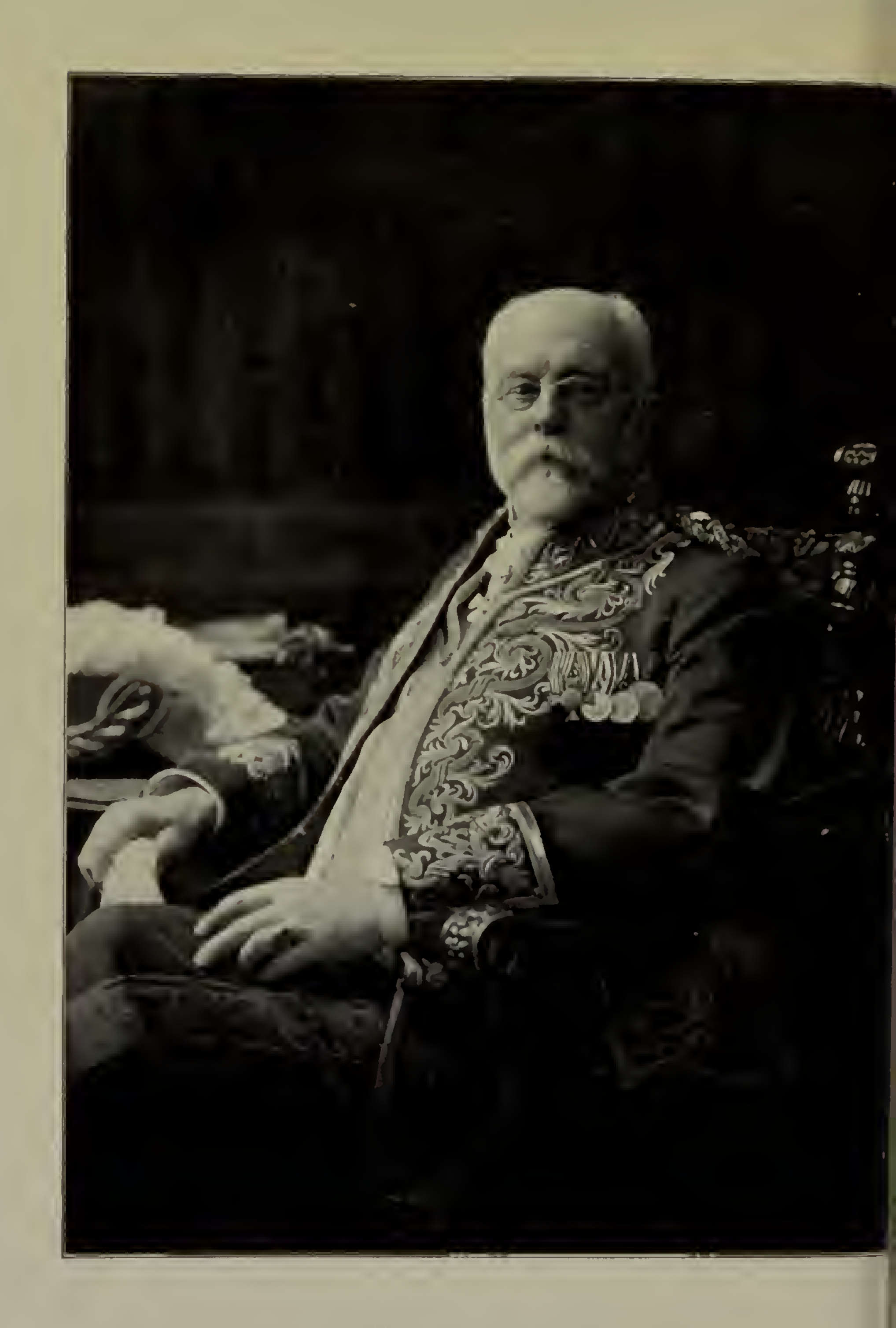
5.





Moritz Schmidt

15. März 1838 — 9. Dezember 1907

Erinnerungen an Moritz Schmidt

(Mit Porträt.)

Von

Dr. **O. Körner,**

Professor an der Universität Rostock.

Am 9. Dezember 1907 erlag Moritz Schmidt in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. einem Schlaganfalle. Geschwächt, aber nicht gebrochen durch kaum überwundene Erkrankungen und durch das Alter, hatte er noch im September die zweite Versammlung der Deutschen laryngologischen Gesellschaft in Dresden geleitet und am 13. Oktober im Namen der Dr. Senckenbergischen Stiftungsadministration unserer Naturforschenden Gesellschaft bei der denkwürdigen Eröffnungsfeier ihres neuen Museums Grüße und Glückwünsche überbracht. Die Regierung, die städtischen Behörden, die Nachbaruniversitäten, seine früheren Assistenten und Kollegen wetteiferten gerade mit den Senckenbergischen Anstalten in den Vorbereitungen zur Feier seines 70sten Geburtstages am 15. März — da endete ein sanfter Tod sein arbeits- und segensreiches Leben.

Leben und Wirken dieses seltenen Mannes in den Berichten der Gesellschaft, die ihn als den zweiten Begründer der Dr. Senckenbergischen Stiftung verehrt, darzustellen, ist mir als einem seiner älteren Schüler und Freunde übertragen worden. Möge es mir gelingen, dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Nicht von ungefähr ist Moritz Schmidt Arzt geworden. Das Beispiel seines Vaters Adolf Schmidt hat ihn dazu erzogen. Der Vater war ein aufopferungsfähiger Arzt, der keine andere Erholung kannte, als unter dem Mikroskope die Wunderwerke der Natur zu studieren, nicht um den Ruhm wissenschaftlicher Entdeckungen einzuernten, sondern um sich an der

Herrlichkeit der Schöpfung auch im Kleinsten zu erfreuen. Und doch ist ihm die Wissenschaft für eine wichtige Entdeckung großen Dank schuldig. Er hat zuerst gefunden, daß die Finne einer der im menschlichen Darme vorkommenden Bandwurmarten, der *Taenia mediocanellata* (*saginata*), nicht, wie man geglaubt hatte, im Schweine, sondern im Rinde lebt. Auch war er einst in Frankfurt die höchste Autorität in der pathologischen Histologie gewesen. Wie sein klarer Blick und seine Energie einem der größten Fortschritte der Heilkunde den Weg zum Siege bahnen halfen, werden wir später kennen lernen.

Die Anregungen, die von einem solchen Vater ausgingen, mußten bei dem Sohne frühzeitig die werktätige Menschenliebe in der Heilkunde, die Freude an der Natur und das Interesse an den Ergebnissen der Naturforschung erwecken.

Seine Studentenzeit verbrachte Moritz Schmidt ausschließlich in Göttingen. Er hat davon selten und nur weniges erzählt, und es scheint, daß keiner von den dortigen Professoren bestimmend auf ihn eingewirkt hat. Der Wandertrieb, der den deutschen Studenten so oft von einer Hochschule zur andern führt, brach bei ihm erst nach abgelegtem Doktorexamen durch. 1860—62 finden wir ihn in den Krankenhäusern von Wien, Berlin, Utrecht, London, Edinburgh und Paris. In Utrecht widmete er sich bei dem berühmten Donders ganz der Augenheilkunde, und nur ein Zufall lenkte sein Interesse von diesem Fache zu den Kehlkopfkrankheiten über: als er sich in London in Moorfields Augenhospital beschäftigte, traf er zufällig mit dem Physiologen Czermak zusammen, der damals die wissenschaftlichen Zentren Europas bereiste, um die Anwendung des eben erfundenen Kehlkopfspiegels zu demonstrieren. Czermak zeigte das neue Instrument dem lernbegierigen jungen Kollegen und lehrte ihn, es an sich selbst und bei andern anzuwenden.

Es ist heutzutage schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, welche gewaltige Revolution in der Medizin die Erfindung dieses Instrumentes herbeigeführt hat. Wenn jemand an Heiserkeit litt, wußte man vordem nicht, ob sie durch einen einfachen Katarrh, durch Geschwüre, durch Geschwülste oder durch Lähmungen des Kehlkopfs verursacht war, mit anderen Worten, man konnte nicht sagen, ob das Leiden harmloser Natur sei oder zu schwerem Siechtum oder gar zum Tode

führen werde. Da die Kenntnis des Leidens fehlte, beschränkte sich die Behandlung auf die Bekämpfung einzelner Symptome und erschien fast überall machtlos, wo die Krankheit nicht von selbst heilte.

In dieses dunkle Gebiet warf nun mit einem Male der Kehlkopfspiegel strahlendes Licht. Man erblickte das vorher mehr geahnte als gekannte Spiel der Stimmbänder beim Atmen und Intonieren, man sah die krankhaften Veränderungen im Kehlkopfe und lernte die harmlosen von den bösartigen unterscheiden, ja man erkannte die wichtige Tatsache, daß Lähmungen der Stimmbänder die ersten Zeichen noch gänzlich verborgener Krankheiten in der Schädelhöhle und in der Brust sein können. Und nun war auch die Bahn vorgezeichnet, auf der man unter Leitung des Auges Instrumente in den Kehlkopf einführen und damit manche tückische Krankheit direkt angreifen und beseitigen konnte. Unzählige, die durch den Verlust der Stimme Amt und Brot verloren hatten, konnten sich bald wieder des klaren Wortes und des reinen Tones erfreuen, Unzählige, denen Erstickung gedroht hatte, erquickte wieder die ungehindert eingesogene Atemluft.

Aber dieser fast beispiellose Fortschritt der Heilkunde konnte sich nicht mit einem Schlage vollziehen. Es bedurfte jahrzehntelanger, hingebender Arbeit tüchtiger und zielbewußter Männer, um die Untersuchungsmethode zu verbessern, die beleuchteten Krankheitsbilder zu verstehen und die notwendigen neuen Behandlungsmethoden auszubilden, wie auch die nötigen Instrumente zu erfinden. Und jeder, der sich diesem Gebiete zuwandte, mußte Auge und Hand für die schwierige, nur im Spiegelbilde kontrollierbare Arbeit in der Tiefe des Halses ausbilden.

Diesen großen Aufgaben widmeten sich in der ganzen gebildeten Welt vornehmlich die Schüler Czermaks und unter ihnen Moritz Schmidt.

1862 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wurde Assistenzarzt am Bürgerspitale unter dem als Chirurg weit und breit geschätzten Gustav Passavant. Auch dieser hatte, wie einige noch heute bedeutungsvolle unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten zeigen, lebhaftes Interesse und volles Verständnis für das der ärztlichen Tätigkeit neu erschlossene Gebiet.

So durfte sein junger Assistent, der nun als erster und lange Zeit als einziger der Frankfurter Ärzte den Kehlkopfspiegel anwenden konnte, auf kräftige Unterstützung seines Chefs rechnen.

Und die hilfesuchenden Kehlkopfkranken blieben nicht aus; sie waren ja in Menge aufgestapelt, da man vordem ihr Leiden nicht sicher erkennen und nicht behandeln konnte. Moritz Schmidt war bald gezwungen, noch als Assistent eine Privatsprechstunde für Halskranke in dem alten Bürgerspitale abzuhalten und mußte schon nach Jahresfrist die Assistentenstelle aufgeben, um sich ganz der eigenen spezialistischen und hausärztlichen Praxis widmen zu können. So wirkte er auf dem neu erschlossenen Gebiet eifrig, aber still, als rüstiger Pionier, neues entdeckend und erfindend und alles, was andere fanden, sorgsam prüfend, verbessernd und seinen Kranken zum Heile verwertend. Der Ruhm seines Könnens verbreitete sich nur durch die geheilten Kranken und durch die Kollegen, die sich seines Beistandes erfreuten; selbst tat er nichts dazu. Wenn andere etwas als neu veröffentlichten, das er längst gefunden und in seiner Praxis verwertet hatte, schwieg er bescheiden still; ihn erfreute der Fortschritt des Wissens und Könnens, aber er legte keinen Wert darauf, öffentlich seinen Namen daran zu knüpfen. So hat er in den ersten achtzehn Jahren seiner Tätigkeit nichts veröffentlicht.

Doch es kam, wenn auch spät, die Stunde, da er hervortrat. Wie das geschehen ist, weiß ich besser als andere zu erzählen; denn die erste wissenschaftliche Leistung, die er der ärztlichen Welt vorlegte und die seinen Namen in die Geschichte der Heilkunde für alle Zeiten eingetragen hat, knüpft sich eng an Krankheitsfälle in meiner eigenen Familie an.

Ende der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war ein Arzt in dem entlegenen schlesischen Gebirgsdorfe Görbersdorf, Hermann Brehmer, mit der Behauptung aufgetreten, die Lungenschwindsucht, einer der schlimmsten Würgengel, die je das Menschengeschlecht heimgesucht haben, sei heilbar. Diese frohe Botschaft wurde in der ärztlichen Welt mit ungläubigem Kopfschütteln entgegengenommen, ja ihr Verkünder für einen Charlatan erklärt, und die Regierung versagte ihm die erbetene Konzession zur Errichtung einer Heilanstalt. Nur

zwei Ärzte gewannen Zutrauen zu dem kühnen Neuerer, Flügge in Hannover, der Vater des berühmten Hygienikers, und Moritz Schmidts Vater Adolf. In Adolf Schmidts Klientel erkrankten in den Jahren 1858 bis 1862 meine Mutter und ihre drei Geschwister, sowie zwei Brüder meines Vaters an Lungentuberkulose, und drei der sechs Erkrankten starben in kurzer Frist. Die übrigen drei, zuerst meine Mutter, wagte Adolf Schmidt nach Görbersdorf zu schicken. Die Reise von Frankfurt dorthin erforderte damals noch drei Tage, und alle Welt riet von dem scheinbar unsinnigen Vorhaben ab, einer Sterbenden eine so beschwerliche Fahrt zuzumuten, aber Adolf Schmidt bestand darauf. Das Wagnis gelang, die Kranke erholte sich in Görbersdorf überraschend schnell und ist erst 25 Jahre später dem heimtückischen Übel erlegen. Die Kunde von diesem wunderbaren Erfolge verbreitete sich schnell in Frankfurt und von da aus weithin. Brehmer selbst hat später bekannt, daß das Aufsehen, das gerade dieser Fall erregt hatte, die erste Etappe auf der siegreichen Bahn seiner Methode gewesen ist. Brehmer kam bald öfter nach Frankfurt und wurde durch Adolf Schmidt mit dem Sohne Moritz bekannt, der nun als Apostel der Brehmerschen Methode mit seinem Vater wetteiferte.

Und die Saat, die Brehmer gesät, ging in Moritz Schmidt in Fülle auf. Er war es, der im Anfange der 70er Jahre die Gründung der damals mustergültigen Heilanstalt zu Falkenstein im Taunus anregte und zu ihrer Leitung Brehmers früheren Assistenten Peter Dettweiler berief, nachdem der erste ärztliche Leiter, Dürssen, kurz nach der Eröffnung der Anstalt einem Blutsturze erlegen war. Und später hat Schmidt die erste Volksheilstätte für Lungenkranke zu Ruppertshain gegründet.

Aber damit nicht genug. Wenn die Lungentuberkulose heilbar ist, dachte Moritz Schmidt, muß auch die Kehlkopftuberkulose heilbar sein. Diese Vermutung fand er in zwei Fällen bestätigt, bei denen er tuberkulöse Geschwüre im Kehlkopfe ohne jede lokale Behandlung hatte heilen sehen. Einer dieser Fälle betraf meine Mutter, und ich muß sagen, daß man nach der ganzen Lage dieses Falles und nach der Beschreibung des Kehlkopfbefundes, den mir Schmidt später,

als ich sein Assistent war, gegeben hat, auch heute nicht an der Richtigkeit der Diagnose zweifeln darf. Damals freilich entgegnete man Schmidt allgemein: das Geschwür ist geheilt, also war es nicht tuberkulös!

Aber Schmidt ließ sich durch solche absprechende Urteile nicht irre machen, sondern trachtete von nun an danach, diese Krankheit, vor welcher die Ärzte bisher hilflos die Waffen gestreckt hatten, zu bekämpfen. Sein Ringen krönte der Sieg, ein Sieg, der vom Standpunkte des einzelnen Kranken betrachtet, noch herrlicher ist, als der Brehmers. Denn der Tod an Lungentuberkulose ist ein leichter im Vergleiche mit dem qualvollen Verhungern und Ersticken durch Kehlkopftuberkulose.

Als Schmidt seine überraschend reichen Erfahrungen über die Heilung der Kehlkopftuberkulose 1880 in dem Deutschen Archiv für klinische Medizin veröffentlichen wollte, erklärte ihm der Herausgeber, Professor von Ziemßen in München, er könne die Arbeit nur annehmen, wenn in dem Titel das Wort „Heilung" durch „Behandlung" ersetzt würde; er glaubte also noch nicht an die von Schmidt erkannte Heilbarkeit der Kehlkopftuberkulose. Kurz darauf demonstrierte Schmidt in seinem Sprechzimmer einem anderen Professor der inneren Medizin eine Reihe von Leuten, die er von der Kehlkopftuberkulose befreit hatte. Ich war damals noch Student, aber Schmidt erzog mich während der akademischen Ferien bereits zu seinem späteren Assistenten. So war ich bei der Demonstration zugegen und werde nie die abstoßende Art vergessen, in welcher der Professor seine Zweifel an der Richtigkeit der Schmidtschen Diagnosen und an der Heilbarkeit der Kehlkopftuberkulose, nicht durch Worte, aber durch Mienen zu erkennen gab. Diese Vorkommnisse zeigen am besten, wie schwer Schmidts Kampf gegen eingewurzelte Vorurteile gewesen ist.

Es ist hier nicht der Ort, Schmidts damalige und spätere Behandlungsmethoden der Kehlkopftuberkulose eingehend darzulegen und seine Erfolge zahlenmäßig anzuführen. Die Methoden waren teils medikamentös, teils chirurgisch, und er legte den größten Wert darauf, daß nicht allein das kranke Organ, sondern der ganze kranke Mensch behandelt würde. Alles, was er damals lehrte, ist noch heute brauchbar und nur nach der

operativen Seite hin von ihm selbst und von andern weiter ausgebaut worden.

So hatte Schmidt endlich sein Können auch den weiteren Fachgenossen dargelegt, aber noch wurde seine ganze Bedeutung in wissenschaftlichen Kreisen nicht gewürdigt; seine Heranziehung zur Beurteilung der Krankheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligen Kaisers Friedrich, erfolgte nicht auf Vorschlag ärztlicher Autoritäten.

Der Kronprinz war seit Januar 1887 von dauernder Heiserkeit befallen worden, die langsam zunahm. Trotz der nach damaligen Anschauungen zweckmäßigen Behandlung durch den Berliner Kliniker Gerhardt trat keine Besserung ein. Mitte April wurde eine Kur in Ems begonnen. Gerhardt hatte zugestimmt, in der Erwartung, daß dieser Kurversuch zeigen werde, ob das Leiden harmloser Art, oder, wie er befürchtete. der Krebs war. In Ems wurde angeregt, einen Kehlkopfspezialisten zuzuziehen. Der 1891 in Frankfurt verstorbene Fürst Georg von Solms-Braunfels hat mir erzählt, daß er diese Anregung gegeben und schon damals Schmidt in Vorschlag gebracht habe. Als der Kranke Mitte Mai verschlimmert nach Potsdam zurückgekehrt war, wurde die Diagnose auf Krebs von Gerhardt, von Bergmann und Tobold mit Bestimmtheit gestellt. Man kam dann wieder auf die angeregte Zuziehung eines besonders erfahrenen Spezialisten zurück. Es wurden aber von ärztlicher Seite nur Ausländer vorgeschlagen, und Mackenzie aus London bekam den hohen Kranken in die Hand, leugnete die Krebsdiagnose, verhinderte die geplante und damals noch aussichtsreiche Operation, entfernte den Kranken aus der Heimat und wußte die deutschen Ärzte bald fernzuhalten, bald kaltzustellen und den wahren Sachverhalt durch beständige Verläumdung der deutschen Ärzte und lügenhafte Zeitungsberichte in Dunkel zu hüllen.

Da wurde sechs Monate später die ganze gebildete Welt durch die Nachricht schmerzlich überrascht, daß Mackenzie die Krankheit nun doch als bösartig erkannt und die Hinzuziehung noch anderer Ärzte verlangt habe. Professor Schrötter aus Wien wurde berufen und der alte Kaiser Wilhelm beschloß, seinen Enkel, den jetzigen Kaiser, mit einem Vertrauensarzte, der ihm dann persönlich Bericht erstatten sollte, nach San

Remo zu schicken. Der Kaiser wünschte zu seinem Vertrauensarzte eine „völlige freie und unbeeinflußte Persönlichkeit". Als solche hatten ihm seine Ärzte, dem wiederholten Rate des Fürsten Solms jetzt folgend, Moritz Schmidt bezeichnet, der sofort mit dem Prinzen Wilhelm nach San Remo fuhr.

Ich bin auf die Vorgeschichte der Berufung Schmidts an dieses Krankenlager eingegangen, weil nur die Erinnerung an jene bewegte Zeit uns die Bedeutung dieser Sendung wieder vor die Seele rückt. Auch den Abschluß der Episode darf ich nicht verschweigen, wenn ich der eigenartigen Persönlichkeit Schmidts gerecht werden soll.

Kaum nach Frankfurt zurückgekehrt, hat Schmidt dem Ärztlichen Vereine über seine Mission und über die dabei gewonnenen Eindrücke und Anschauungen ausführlich Mitteilung gemacht. Das war gewiß zulässig, denn die Tatsache, daß der Kronprinz am Kehlkopfkrebse litt, sollte nicht mehr geheim gehalten werden. Wohl aber konnte es Mißverständnisse erregen, wenn Einzelheiten aus den Besprechungen der Ärzte an die Öffentlichkeit gelangten. Deshalb leitete Schmidt seinen Bericht vor den Kollegen mit der Bitte ein, keiner möge das Gehörte aus den vier Wänden des Sitzungssaales herausgelangen lassen. Aber schon am nächsten Tage stand der ganze Vortrag in den Zeitungen; ein Kollege, den ich nicht nennen will, hatte ihn stenographiert. Man hat Schmidt getadelt, daß er das nicht vorausgesehen habe; wer ihn aber kannte, mußte die Sache in ganz anderem Lichte sehen: seine übergroße Vertrauensseligkeit entsprang nur seiner vornehmen Gesinnung; was er nie getan hätte, dessen hielt er auch die Kollegen für unfähig. Mackenzie hat natürlich Schmidts „Indiskretion" für sich ausgenutzt und, wie er wenigstens behauptet, waren sogar der Kranke und seine Umgebung gegen Schmidt gestimmt worden. Wenn eine solche Verstimmung wirklich bestanden hat, so ist sie später durch bessere Erkenntnis ausgetilgt worden, denn als Kaiser Wilhelm II. 1903 an einem Kehlkopfpolypen erkrankte, setzte er nicht nur in Schmidts Geschicklichkeit, sondern auch in seine Verschwiegenheit das allergrößte Vertrauen. Er ließ sich von ihm ganz geheim im Manöver untersuchen. Die als nötig erkannte Operation mußte aus politischen Gründen zwei Monate aufgeschoben werden; dann kam Schmidt

im tiefsten Geheimnisse nach Potsdam, und eines Tages erfuhr die erstaunte Welt, daß der Kaiser durch ihn von einem Kehlkopfpolypen befreit worden war.

Kehren wir zum November 1887 zurück. Schmidt hatte seinen Wert wohl schon längst vor der Berufung nach San Remo erkannt; nun war er plötzlich der ganzen Welt gegenüber als oberster Schiedsrichter in laryngologischen Fragen hingestellt. Aber kein Stolz kam in ihm auf; nur reine Freude beseelte ihn, der er Freunden gegenüber einen fast kindlich naiven Ausdruck verlieh. Und doch war sein ganzes Wesen wie mit einem Schlage verändert, er fühlte, und man merkte, wie er es fühlte, daß bescheidenes Zurückhalten nunmehr ein Unrecht wäre, daß er jetzt vielmehr die Pflicht habe, sein Wissen und Können mehr als bisher der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, und daß er das ihm vom Geschick zuerteilte hervorragende Ansehen zum Nutzen der Wissenschaft und der Kranken verwerten müsse.

Darum begann er jetzt, seine gesamten, durch vieljährige Tätigkeit gefestigten und abgeklärten Ansichten und Erfahrungen über die Krankheiten der oberen Luftwege in einem groß angelegten Werke niederzuschreiben. Das Buch erschien 1894 und fand solchen Beifall, daß es in kurzen Fristen (1897 und 1903) neu aufgelegt werden mußte. Ein sachverständiger Beurteiler sagt von ihm, daß es „Zeugnis ablegt von der kräftigen Eigenart seines Verfassers, von der Sicherheit, mit der er bei neidloser Anerkennung der Leistungen anderer seine durch reichste eigene Erfahrungen gewonnenen Überzeugungen vorträgt, von der Bereitwilligkeit, mit der er neuere Anschauungen aufnahm, von dem unermüdlichen Fleiße, mit dem er dem Fortschritte der Wissenschaft folgte, von der beneidenswerten Hoffnungsfreudigkeit, die sein therapeutisches Wirken durchzog, von der warmen Menschenliebe, die seine ganze ärztliche Tätigkeit beseelte“.

Dieses, Wort für Wort zutreffende Lob läßt nur den Hinweis auf diejenigen Eigentümlichkeiten des Buches vermissen, die ihm seinen Hauptwert verleihen: das Buch wirkt durch das Beispiel seines Verfassers erzieherisch auf den ärztlichen und besonders auf den spezial-ärztlichen Leser und setzt die hohe Befähigung Schmidts als Lehrer seines Faches in helles Licht.

Seite für Seite erkennen wir in dem Verfasser einen Arzt, der den ganzen kranken Menschen behandelt, nicht aber einen Spezialisten, der seine Aufmerksamkeit und Tätigkeit allein auf das kranke Organ richtet. Er hat in seinem Fache als Spezialist das Höchste erreicht, weil er immer Arzt geblieben ist. Sechsundzwanzig Jahre lang hat er neben seiner enormen spezialistischen Tätigkeit eine große hausärztliche Praxis bewältigt und erst, als sich beides gar nicht mehr vereinigen ließ, schweren Herzens die hausärztliche Tätigkeit aufgegeben. Mit vollem Rechte hat er gefordert, daß jeder Spezialist, zum mindesten in den ersten Jahren seiner Tätigkeit, sich mit der hausärztlichen Praxis vertraut machen muß, wenn er nicht in Gefahr geraten soll, über dem kranken Organe den kranken Menschen zu vergessen.

Die Befähigung Schmidts als Lehrer erhellt aus der klaren Darstellung namentlich der Untersuchungs- und Behandlungsmethoden. Nicht wenige Ärzte hat das Buch angeregt und ermutigt, sich an der Hand der gegebenen trefflichen Ratschläge praktisch zu üben auf Gebieten, die sie vorher als allzu schwierig vernachlässigt hatten. Sonst ist Schmidts große Lehrgabe nur seinen Assistenten zugute gekommen; leider hat er das ihm von zwei Universitäten angebotene akademische Lehramt ausgeschlagen.

Mit seinem Buche hat Schmidt erreicht, daß die Laryngologen der ganzen Welt ihn als einen der berufensten wissenschaftlichen Führer bereitwillig anerkannten. An die Führerschaft in wissenschaftlichen Fragen knüpft sich aber naturgemäß auch die Aufgabe der Leitung wissenschaftlicher Vereine und Gesellschaften, die neben der reinen Wissenschaft auch ärztlich-soziale und besondere fachpolitische Interessen pflegen. Auch in solchen, der reinen Wissenschaft mehr oder weniger fernliegenden Fragen eine leitende Rolle erfolgreich durchzuführen, ist eine Aufgabe, zu deren Erfüllung hervorragendes fachliches Wissen und Können und ehrliches Ringen nach hohen Zielen nicht immer allein ausreichen. Da gilt es, gleichgerichtete Strömungen den als richtig erkannten eigenen Zwecken dienstbar zu machen und gegnerische zur eigenen Überzeugung zu bekehren. Wer das erreichen will, muß Ansichten und Absichten, wie auch Wert und Begabung der Mitstrebenden und der Gegner klar erkennen. Zu solcher Fähigkeit erzieht aber den Menschen

allein der harte Kampf um Dasein und Geltung; man durfte sie nicht in hervorragendem Maße erwarten bei einem fast beispiellos vom Glücke begünstigsten Manne, der ohne Kampf zur Höhe emporgestiegen war und dem sich äußerlich alles gefügt hatte, als ob es für ihn zurecht gerückt wäre. Darum blieben ihm, da er auf der Höhe stand, Enttäuschungen und Fehlschläge hier nicht erspart: er erkannte es nicht immer, wenn andere sein Ansehen zur Förderung ihrer Sonderzwecke ausnutzten, und hohe Pläne, von ihm selbst zum Nutzen der Kollegen ausersonnen, stießen gerade bei diesen auf unüberwindlichen Widerstand. Aber er hat es verstanden, aus getäuschten Hoffnungen und vereitelten Bestrebungen seinen beneidenswerten Optimismus herauszuretten und hat gern der siegenden Gegnerschaft wieder die Hand gereicht, wie auch die Gegner seine lauteren Absichten nicht verkannt haben.

Auf dem ihm vertrauten Boden der vaterstädtischen Verhältnisse leuchtete seinen vielseitigen gemeinnützigen Bestrebungen ein glücklicher Stern. Nachdem er die ärztliche Tätigkeit mit der Operation Kaiser Wilhelms II. abgeschlossen hatte, konnte er seine ganze Kraft den genannten Aufgaben widmen. Hier haben ihn hingebender Fleiß und zielbewußte Beharrlichkeit zu einem Organisator gemacht, dessen Erfolge ihresgleichen suchen. Sein großes Ansehen und sein ernstes und doch gewinnendes, stets würdevolles, ja fast feierliches Auftreten fielen dabei schwer in die Wagschale. Und weil er fortwährend hohe Stellen in Stadt und Land für die Förderung, und begüterte Mitbürger für die finanzielle Sicherung seiner Pläne gewinnen mußte, trug er den ihm von seinem dankbaren Kaiser verliehenen Titel als Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikate Exzellenz, der ihn den Staatministern gleichstellte, mit allen Äußerlichkeiten zur Schau.

Die gemeinnützigen Unternehmungen, deren Förderung er übernommen hatte, waren sehr verschiedener Art; sie betrafen einerseits den inneren und äußeren Ausbau der medizinischen und naturwissenschaftlichen Anstalten seiner Vaterstadt, andererseits die synodale Organisation der protestantischen Kirche, wofür ihn die Marburger theologische Fakultät zum Ehrendoktor der Theologie ernannt hat. Die Religion war ihm eine rein persönliche Angelegenheit; er hat niemandem seine religiöse

Anschauung aufgedrängt und hat sich bei der Beurteilung und Behandlung anderer niemals von konfessionellen Rücksichten leiten lassen. Ein Widerspruch, wie man ihn bisweilen in seiner gleich eifrigen Betätigung für theologische und für moderne naturwissenschaftliche Interessen finden wollte, kann nicht bestanden haben. Zwar ist uns verborgen geblieben, wie er hierüber fühlte und dachte, aber niemand hat die Fähigkeit, darüber zu urteilen. Nicht umsonst sagt der kanadische Weise Thoreau: „Wenn jemand mit seinen Gefährten nicht Schritt hält, so tut er es vielleicht deshalb nicht, weil er einen andern Trommler hört; laßt ihn zu der Musik marschieren, die er hört, wie auch ihr Takt und wie fern sie auch uns selber sei."

Unter den wissenschaftlichen und humanitären Anstalten widmete er zuerst der Frankfurter Augenheilanstalt seine Kraft. Das aus seiner Wanderzeit stammende Interesse an der Augenheilkunde betätigte er hier im Anfange seiner ärztlichen Wirksamkeit als Augenarzt für die Armen, während er die Behandlung begüterter Augenkranken ablehnte. Ende der 60er Jahre gab er diese Tätigkeit auf und trat in den Vorstand der Anstalt ein. Durch vier Dezennien hat er die Verwaltung geleitet, und ihm ist es zu verdanken, daß die Augenheilanstalt an das städtische Krankenhaus angegliedert wurde und dadurch jetzt eine viel umfangreichere Wirksamkeit unter Wahrung ihrer bewährten Eigenart entfalten kann.

Ein großer Teil seines Wirkens kam der Senckenbergischen Stiftung zugute. Jahrzehntelang hat er sie als Mitglied und als Vorsitzender der Administration geleitet, und 45 Jahre nach seinem Eintritt als Assistenzarzt am Spitale der Stiftung war es ihm vergönnt, den stolzen Neubau seiner eigenen Bildungsstätte einer jüngeren Generation übergeben zu dürfen. Als 1884 durch Gustav Lucaes Tod die Senckenbergische Lehrkanzel für normale Anatomie verwaist war, gestaltete er sie, die Forderungen der Zeit erkennend, für die Pflege der pathologischen Anatomie um und berief Karl Weigert, dem sich die akademische Laufbahn wegen seines Glaubens verschlossen hatte. Zum ersten Male war damit eine Prosektur an nichtakademischen Krankenhäusern geschaffen, und dazu einem Manne übertragen, um dessen Besitz Frankfurt allerorts beneidet wurde.

Mitglied der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft ist Schmidt 1870 geworden und 1899 hat er sich zum Nutzen der Gesellschaft in die Reihe der ewigen Mitglieder eingekauft. Interesse für Zoologie hatte er schon in jungen Jahren als Kenner und eifriger Sammler auf dem Gebiete der heimatlichen Coleopteren-Fauna gezeigt. Später gab er diese Beschäftigung auf, weil sie viele freie Zeit erfordert, wenn sie gründlich und nicht nur als Spielerei betrieben werden soll, denn die Kranken verlangen von dem Arzte, daß er sich ganz in ihrem Dienste aufzehre. Darum konnte Schmidt auch seiner Liebe zur Natur später nur fast heimlich nachgehen: vor oder nach der Tagesarbeit setzte er sich wohl an, um den Rehbock zu erlegen oder grub den Dachs, und nur wenn der erste leise Amselschlag den Frühling verkündete, entzog er sich auf wenige Tage der Praxis, um in den Schwarzwald zu eilen und in kalter Frühe den Auerhahn anzuspringen. Seine Jagdtrophäen werden nach seiner letztwilligen Bestimmung später unser Museum zieren.

Schmidts Verdienste um die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft liegen also nicht auf dem Gebiete der Forschung; seine Tätigkeit galt vielmehr der weitschauenden Organisation und dem inneren und äußeren Ausbau der Gesellschaft, also Einrichtungen, die eine sichere Grundlage für die wissenschaftliche Arbeit zahlreicher Fachmänner abgeben und ein mächtiges Mittel bieten, um das Interesse weiter Kreise für die Naturforschung zu wecken und wach zu erhalten. Nachdem er erkannt hatte, daß in den engen Verhältnissen des alten Museums eine segensreiche Entfaltung nicht mehr möglich war, wußte er langsam aber sicher allen Beteiligten seine feste Zuversicht einzuflößen, daß die Verlegung des Museums aus der Innenstadt in die für einen Neubau allein in Betracht kommende Peripherie nur Nutzen bringen werde. Als Vorsitzender der Senckenbergischen Stiftungsadministration und in engster Fühlung mit der Naturforschenden Gesellschaft gelang es ihm, durch jahrelange Verhandlungen mit den städtischen Behörden die großen Transaktionen durchzusetzen, mittels derer im Austausche gegen das alte Gelände für das Museum nicht nur der herrliche Platz an der Victoria-Allee inmitten anderer wissenschaftlicher Anstalten, sondern auch die großen Mittel für den vorbildlichen Neubau beschafft wurden.

Einem solchen Manne ist die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft ewigen Dank schuldig. Einen kleinen Teil dieser Dankesschuld hat sie abgetragen, indem sie ihm im Jahre 1904 die höchste Ehre, die sie zu vergeben hat, die außerordentliche Ehrenmitgliedschaft verlieh, und bei der Eröffnung des neuen Museums hat sie zum dauernden Andenken an seine Wirksamkeit sein Porträt, von der Meisterhand Angelis gemalt, als Schmuck des Sitzungszimmers ihrer Verwaltung gestiftet. Aber es bedarf nicht seines Bildnisses, um die Erinnerung an den trefflichen Mann in unserer Gesellschaft wach zu halten: si monumentum requiris circumspice: wer sein Denkmal sucht, der schaue sich um in den Räumen unseres Museums, seines großen Denkmals, für das er selbst die schwerste Arbeit vollbracht hat.